

Sven Papcke

## **Bewunderung und Furcht**

### **Die Wiederentdeckung Amerikas**

---



*Prof. Dr. Sven Papcke, geb. 1939 in Hamburg, Studium der Geschichte und Soziologie in Hamburg und London, lehrt Soziologie an der Universität Münster. Schwerpunkte: Politische Soziologie, Europäische Union, Arbeiterbewegung, Elite, Kulturosoziologie.*

---

Das Bild Amerikas ist nicht erst umstritten, seit Washington die Rolle des Weltsheriffs übt. Bereits mit der gewaltsamen Abtrennung der Neuen von der Alten Welt beginnt der Disput um dieses Experiment in Demokratie. Das war im 18. Jahrhundert, und seither scheiden sich die Geister. „Amerika, du hast es besser“, so drückte Goethe 1827 den Neid auf die offenen Horizonte des jungen Staates aus. Demgegenüber wirkte Europa eng und der Vergangenheit verhaftet. Entsprechend geriet die atlantische Gegenküste für die Bedrängten oder Frustrierten des Alten Erdteils zum Fluchtpunkt.

Je höher die Erwartungen der Menschen, desto leichter werden sie enttäuscht. Viele Auswanderer sahen wie Nikolaus Lenau ihren „träumerischen Trug“ durch die Härte der amerikanischen Ellenbogengesellschaft zerstört. Es waren daher nicht nur alteuropäische Eliten, die den amerikanischen Weg als politisches Risiko verwarfen. Kritik stammt auch aus der linken Tradition, die Amerika trotz offener Sozialverhältnisse mit Karl Marx dem „Gott des Geldes“ verfallen sah.

Diese „Amerikamüden“, wie Ferdinand Kürnberger die wachsende Zahl der Skeptiker nannte, prägten eine Wahrnehmung, die trotz des Soges, den die Green Card bis heute auf die Welt ausübt, die Vereinigten Staaten mit Vorbehalten bedenkt. Und dieses Misstrauen

wurde umso deutlicher, je machtvoller die USA nach dem Zweiten Weltkrieg auftraten. Der Westen benötigte Washington, um sich im Kalten Krieg zu behaupten. Doch seine finanzielle und militärische Dominanz bestätigte die überkommenen Vorurteile von den reichen, aber tumben Vettern, wie Lord Keynes notierte.

An dieser herablassenden Einschätzung vermochten auch Autoren wie der französische Gelehrte und Politiker Alexis de Tocqueville, Jahrgang 1805, wenig zu ändern. Er versuchte den Europäern das Faszinierende und zugleich Beunruhigende einer Staatsschöpfung zu erläutern, die die Massen beteiligte, was in Europa seinerzeit noch undurchführbar schien. Der Aristokrat beschrieb in seinem Buch „Über die Demokratie in Amerika“, das 1835 und 1840 in zwei Teilen erschien, eine Gesellschaft, die - getrieben vom Verlangen nach Gleichheit - ihre politischen, rechtlichen und zivilen Verhältnisse nach Maßgabe des offenen Chancenzugangs gestaltet. Das Werk war ein Riesenerfolg, und Wilhelm Dilthey erklärte daraufhin Tocqueville zum Aristoteles der Moderne.

Amerika sei nicht einfach ein Ableger Europas, so Tocqueville, sondern zeige dessen Zukunft. Denn die in den USA anzutreffende Gleichförmigkeit der Ausgangsbedingungen als Fundament demokratischer Einrichtungen lasse eine Dynamik der Vergesellschaftung erkennen, die auch die autoritären Strukturen des Alten Kontinentes untergraben werde. Das beunruhigte den Verfasser, der einem alten Adelsgeschlecht entstammte, das vom Gleichheitsradikalismus der Französischen Revolution schwer gebeutelt worden war.

Aber Tocqueville fasste mehr ins Auge als nur politische Zeittendenzen, die etwa in Form des Frühsozialismus gegen Privilegien der Herkunft oder wider Sonderrechte der Reichen ankämpften. Der Alteuropäer erkannte in Amerika, dass die Moderne es mit einer sozial-kulturellen Grundwelle der Freisetzung zu tun hat, der nichts und niemand widerstehen kann. Gleichheit und Freiheit sind emanzipative Prozesse, die spätestens mit dem Wachstum der Städte seit dem 12. Jahrhundert begonnen haben und hinter dem Rücken der Epochen in eine Risikogesellschaft weisen. In ihr werden Tradition, Herkommen und Gewohnheiten verblassen oder verschwinden zugunsten von Erfolg, Anerkennung oder Zustimmung.

Laut Tocqueville waren die Vereinigten Staaten bereits um 1830 in dieser neuen Zukunft angekommen. Sie erfüllte ihn keineswegs mit Begeisterung. So werde etwa der Gedanke des Gemeinwohls, der die Höhen und Tiefen der klassischen Elitenpolitik geprägt hat, hinfort durch das Streben nach Privatglück verdrängt. „Ich erblicke“ - schreibt der Zeitkritiker - „eine Menge einander ähnlich und gleichgestellter Menschen, die sich rastlos im Kreise drehen, um sich kleine und gewöhnliche Vergnügungen zu schaffen, die ihr Gemüt ausfüllen: seine Kinder und seine persönlichen Freunde verkörpern für ihn das ganze Menschengeschlecht; was die übrigen Mitbürger angeht, steht er neben ihnen, aber er sieht sie nicht“.

Diese Verengung des Blicks gerade ist es, die den liberalen Denker besonders irritierte. Denn obgleich früher Freiheit und Gleichheit gemeinsam gegen Überlieferung und Vorrang stritten, sah er voraus, dass sie zunehmend in Konflikt miteinander geraten. In den USA, wo beide Dimensionen schon ausgelebt wurden, zeichne sich ab, dass die Gleichheit das Rennen machen werde. Unfreiheit, so konstatierte der Kritiker, werde offensichtlich leichter ertragen als Ungleichheit.

Trifft das aber zu, dann sah Tocqueville schwarz für zukünftige Generationen, selbst wenn diese ihr Dilemma nicht mehr als solches erkennen sollten. Mit der Moderne könnte sich eine „servitude réglée, douce et paisible“ ausbreiten, also eine Art regulierter, wiewohl angenehmer und friedlicher Entmündigung.

Diese Aussicht ließ den Denker schaudern, betreffe diese Gefahr doch gleichermaßen die USA und Europa. Aber es muss nicht so schlimm kommen. Tocquevilles Buch war auch eine

Mahnung zur Umkehr. So hielt er es für die Pflicht der Staatslenker: „Die Demokratie zu belehren, wenn möglich ihren Glauben zu beleben, ihre Sitten läutern, ihre Bewegungen ordnen, nach und nach ihre Unerfahrenheit durch praktisches Wissen, die blinden Regungen durch die Kenntnis ihrer wahren Vorteile ersetzen; ihre Regierungsweise den Umständen der Zeit und des Ortes anpassen; sie je nach Verhältnissen und Menschen ändern“.

Überhaupt, bei aller Kritik an der amerikanischen Moderne sah Tocqueville zugleich, dass es zur Freisetzung der Menschen keine Alternative gebe. Nicht nur deswegen nicht, weil die USA ökonomisch unvergleichlich motorischer wirkten als der alte Erdteil. Überdies war das Land politisch stabiler, wenn auch weniger heroisch oder tragisch, je nachdem, weil Chancengleichheit für mehr Gerechtigkeit sorgte und damit für Partizipation statt Opposition. Insofern konnte es für Europa nicht darum gehen, die Moderne abzuwehren. Ziel musste vielmehr sein, mit Blick über den großen Teich aus den sich mit der Dynamik der Freisetzung abzeichnenden Problemen das sozial wie politisch Richtige zu folgern, um ähnliche Verwerfungen der Durchdemokratisierung nach Vermögen zu vermeiden. Tocqueville dachte etwa an die sich bereits seinerzeit abzeichnende Marktmacht, die bis in Wahlprozesse hinein reichte. Oder an die gesellschaftliche Abwertung nicht direkt verwertbarer Geistesleistungen. Gemessen am alles beherrschenden *cash nexus* sahen sie sich als „intellektueller Staub“, wie Tocqueville schreibt, der Missachtung durch die breite Masse und ihrer Populärkultur überantwortet.

Der Autor wies zudem auf alltagsweltliche Schattenseiten der amerikanischen Verhältnisse hin. Auch das unterstreicht seinen Klarblick, der keineswegs im Weitwinkel verharrt. Die Pressefreiheit etwa, das Panier der Demokratie, kann in die Diktatur einer Mehrheitsmeinung umschlagen. Und der Ehrgeiz, etwas darzustellen, vor allem durch Reichtum, fördere plutokratische Tendenzen, die nicht nur die Freiheit, sondern am Ende auch die viel gelobte Chancengleichheit untergraben. Einmal ganz abgesehen davon, dass jenes Ideal der Demokratie als Herrschaft der großen Zahl eine neue Art der Untertänigkeit begünstige, falls die damit einhergehende Anpassungsbereitschaft einen Strich durch mögliche Individualitätsgewinne mache.

Aber mehr noch, der Reisende beschrieb schon zur Zeit eines Andrew Jackson, Präsident seit 1829, wie in einem von Interessen und Meinungsmoden durchpflügten Alltag der Staat leicht zur Beute parteilicher Kräfte wird. Ämter werden käuflich, Wahlen medial durchgefochten, Entscheidungen in die Hinterzimmer verdrängt. Wenig verwunderlich, dass die Demokratie jedenfalls auf der nationalstaatlichen Bühne kaum mehr das Bürgerengagement weckte. Denn Bürokratisierungs- beziehungsweise Zentralisierungstendenzen verlegten den Bürgern den Weg, über ihre Geschicke mitzubestimmen, damals wie heute.

Bei aller Schwarzseherei blieb Tocqueville ein Fürsprecher der amerikanischen Gangart. Nicht nur erkannte er, dass „die seelische Vervollkommnung enger mit der Verbesserung der materiellen Verhältnisse zusammenhängt als man denkt“. Das spricht für den Aufstieg der Lohnempfänger zur tragenden Schicht, der in den USA zu beobachten war. Vor allem zeigte Tocqueville sich beeindruckt von der Fähigkeit zur Selbstorganisation, die er im amerikanischen Alltag erlebte, vor allem im Gemeindeleben. Davon könne sich das staatshörige Europa eine Scheibe abschneiden, das sei lebendige Demokratie. Viele Beobachtungen des Franzosen mögen in unseren Tagen überholt sein. Dass eine Nation von Geldverliebten nicht aggressiv sei, mag man kaum mehr glauben. Dennoch konnte ein Blick in die Nachrichten etwa über die Brände in Kalifornien verdeutlichen, dass die Demokratie dort als Nachbarschaftshilfe noch immer besser funktioniert als in Europa, wo man über Uncle Sam die Nase rümpft, die Hilfe zur Selbsthilfe aber noch entdecken muss.